

„Bleibet hier und wachet mit mir“

Predigt beim Dies sacerdotalis 2017

Jes 61, 1-3a.6a.8b-9; Off 1, 5-8; Lk 4, 16-21

Auf dem „kleinen Weg“

Am 2. Fastensonntag haben in Halle auf der Silberhöhe zwei Kleine Schwestern Jesu ihre ewigen Gelübde abgelegt. Es war eine sehr lebendige Eucharistiefeier in einer bewegenden Atmosphäre. Versammelt hatten sich dazu etwa 30 Kleine Schwestern Jesu aus ganz Europa, einige noch mit Erfahrungen von längeren Aufenthalten in überwiegend muslimischen Ländern. Gekommen waren auch manche Freunde und Bekannte von ihnen aus anderen Gegenden Deutschlands und Gläubige aus halleschen Gemeinden. Beeindruckt von der Bereitschaft der beiden jungen Frauen, sich zeitlebens auf eine Lebensweise im Verborgenen ohne irgendwelche Erfolgsabsichten einzulassen, und der natürlichen Freude, die da zu spüren war, habe ich am Ende des Gottesdienstes dann ziemlich spontan gesagt: „Wir im Bistum Magdeburg und Sie, liebe Schwestern, haben eines gemeinsam: den kleinen Weg. Einen Unterschied gibt es aber: Sie haben sich freiwillig dafür entschieden, und uns wird ein solcher auferlegt.“

Ich glaube, dass mir da kaum jemand der hier Anwesenden widersprechen wird. Unsere Situation ist schon eine Zumutung und belastet viele. Wer wünschte sich schon freiwillig und bewusst, wenn er sich auch für etwas anderes entscheiden könnte, in unserer armseligen Diaspora einen kirchlichen Dienst wahrzunehmen? Welche Veränderungen hatten wir in den letzten Jahrzehnten doch schon zu verkraften, und welche Entwicklungen stehen uns noch bevor! Als ich vor einigen Tagen einmal Fotos einer Ausstellung über die katholische und die evangelische Kirche zu DDR-Zeiten gesehen habe, ist mir aufgefallen, dass wir damals trotz aller Einschränkungen und Bedrängnisse anscheinend noch recht üppige und fast volkskirchlich anmutende Verhältnisse hatten. Und heute? Die Rahmenbedingungen – personell wie finanziell – müssten vielen inzwischen bekannt sein. Die demographische und gesellschaftliche Entwicklung macht uns gewaltig zu schaffen, aber auch ein offenbar zunehmender Glaubensschwund. Übliche Formen und Methoden kirchlicher Sozialisation greifen nicht mehr, lieb gewordene Traditionen brechen ab, Enttäuschung und Ratlosigkeit machen sich breit.

Die meisten von Ihnen bzw. Euch – liebe Mitbrüder im geistlichen Dienst – werden bestimmt schon öfters darüber gepredigt haben, dass Gott die Mächtigen vom Thron stürzt und die Niedrigen erhöht oder dass Jesus die seligpreist, die arm und bedürftig sind. Selbst aber zu denen zu gehören, die nur wenige Chancen haben und kaum Erfolge vorweisen können, ist noch etwas anderes. Dieses zu bewältigen, ist weit schwerer, als darüber zu reden. Wen wundert es da, wenn manche müde werden und traurig sind, sich in nostalgische Erinnerungen flüchten und von besseren Zeiten träumen, innerlich oder auch äußerlich irgendwie aussteigen und anderweitig Erfüllung suchen. Ich gestehe, mich selbst manchmal zu fragen, warum Gott uns wohl so herausfordert und was er vielleicht damit bezwecken will.

Bei Jesus bleiben und mit ihm wachen

Was kann uns angesichts solcher Erfahrungen trösten oder sogar Mut machen? Zunächst einmal hilft mir die aus historischen Einsichten gewachsene Überzeugung, dass Kirche nicht an bestimmte Verhältnisse gebunden ist; sie kann sich überall – auch unter schwierigsten Umständen – entfalten und ihrer Sendung gerecht werden. Das aber schließt den Glauben und das Vertrauen ein, dass Gott uns nicht wirklich verlässt, sondern immer und überall – auch in aussichtslos erscheinenden Situationen – nahe ist.

Neben Charles de Foucauld, auf den sich die Kleinen Schwestern Jesu vor allem beziehen, hat auch die heilige Therese von Lisieux z.B. in einer solchen Haltung gelebt, ja, ist hierin geradezu eine Meisterin geworden. Auch sie musste lernen, mit einer armseligen Wirklichkeit umzugehen, die so anders war als ihre hohen Ideale. Doch gerade die Erfahrung ihrer Grenzen ließ sie den „kleinen Weg“ entdecken und einen radikalen Perspektivwechsel vollziehen. „Das Verdienst“ – so schreibt sie einmal ihrer Schwester – „besteht nicht im vielen Tun und Geben, sondern im Empfangen, im vielen Lieben.“ Das sei allerdings nicht so leicht. Denn man müsse die eigene Schwäche und Machtlosigkeit erst einmal annehmen und aushalten. Doch je schwächer und armseliger Therese sich erlebte, desto größer wurde ihr Vertrauen auf Gottes erbarmende Liebe.

Noch stärker wird uns gerade in diesen Tagen vor Augen geführt, was Vertrauen in seiner radikalsten Form bedeuten kann. Nach dem Mahl, das Jesus mit seinen Jüngern gefeiert hat, kommt es zu der ergreifenden Szene im Garten Gethsemani. Jesus wird – wie es im Matthäusevangelium (26, 37) heißt – von Angst und Traurigkeit ergriffen. Meine „Seele ist zu Tode betrübt“, sagt er zu seinen Jüngern und bittet sie deshalb: „Bleibt hier und wacht mit mir“ (26, 38). Jesus ist freiwillig in diese Einsamkeit und Verlassenheit mit ihrer Angst hineingegangen – in das Äußerste des „kleinen Weges“. Ja, Gott selbst ist es, der in Jesus Christus dieses Schicksal durchleidet. „Gott bückt sich“, steht auf einem Fenster im Treppenhaus des Roncallihauses, gestaltet von der Künstlerin Benita Joswig, die mit 47 Jahren an Krebs gestorben ist. Er geht freiwillig in die Niedrigkeit und in das Scheitern. Auch in der Fortsetzung des heutigen Evangeliums kommt das zum Ausdruck, denn Jesu erster öffentlicher Auftritt in seiner Heimatstadt wurde ein Misserfolg; die Menschen lehnten ihn ab.

In solchen Erfahrungen der Erfolglosigkeit, der Armut und der Kleinheit bittet Jesus auch uns, bei ihm zu bleiben und standzuhalten. „Lauft nicht weg“, so ruft er uns aus dem Garten Gethsemani zu. Bleibt hier, an diesem Ort, unter diesen Bedingungen, wie sie jetzt sind. Lauft auch innerlich nicht weg, indem ihr die Not und den Schmerz durch Ablenkungen und durch Kompensationen aller Art zu betäuben versucht. Widersteht der Verzweiflung, haltet mit mir stand – und betet!

Den Gott des Trostes anstatt die Tröstungen Gottes suchen

Wenn uns das gelingen sollte, lernen wir vielleicht auch – wie Teresa von Avila einmal sagte – „den Gott des Trostes zu suchen anstatt die Tröstungen Gottes“. Der Gott des Trostes: das ist der Funke von Licht, der mitten in der Dunkelheit aufleuchtet und das Herz weit macht; das ist der Friede, der stärker ist als die Angst und die Sorge um uns selbst, um andere Menschen und um unsere Kirche. Der Gott des Trostes „hilft uns, in der Hoffnung nicht nachzulassen“.

sen, wenn sich der Herr in der Erfüllung seiner Verheißungen zu verspäten scheint“.¹ Er hilft uns, unsere Situation nicht nur aus der Perspektive von Gründonnerstag, Karfreitag und Karsamstag zu sehen, sondern mit den Augen von Ostern.

Dann geschieht es vielleicht auch, dass wir den „kleinen Weg“ nicht nur passiv erleiden, sondern von Gott die Kraft geschenkt bekommen, in aller Armseligkeit gelassen und hoffnungsvoll eine – wie wir es in unseren Zukunftsbildern formuliert haben – „schöpferische Minderheit“ zu sein. Dazu gehört freilich, im Gebet nicht nachzulassen, für Gott und seinen Anruf offen zu bleiben, die Zeichen der Zeit zu verstehen und aus dem Glauben zu leben. Konkret wird das, wenn in unseren Gemeinden, in unseren Einrichtungen und darüber hinaus zu erfahren ist, was Jesus vorbildhaft verwirklicht hat: Gott und die Menschen aus ganzem Herzen zu lieben. Konkret wird das, wenn wir uns in ökumenischer Gesinnung darum bemühen, das Evangelium möglichst gemeinsam zu bezeugen. Konkret wird das, wenn wir all das fördern und unterstützen, was ins Leben drängt – und wenn wir uns dabei mit denen zusammentun, die wie wir nach Gerechtigkeit und Frieden suchen.

Auch wenn wir nur eine kleine Kirche sind, können wir in dieser Weise zukunftsfähig sein. „Wir sehen“ – so hat Bischof Leo einmal geschrieben – „Kirche völlig falsch, wenn wir sie in erster Linie nach der Quantität oder anderen Äußerlichkeiten beurteilen. Darum“ – so sagt er weiter – „wünsche ich mir eine Kirche der Intensität, eine Kirche, die so fest in Gott verwurzelt ist, dass sie Sturm und Unwetter standhalten kann.... Ich wünsche mir eine missionarische Kirche, die Hoffnung verbreitet und sich nicht beim Klagen aufhält... Wir müssen an die Möglichkeit von Veränderung und Umkehr glauben. Dafür braucht es keine Massen, dafür genügen wenige! ... Ich wünsche mir eine Kirche, die kontaktfähig ist, die stets den Dialog sucht und für den Menschen da ist.“²

Liebe Mitbrüder im geistlichen Dienst, liebe Schwestern und Brüder, lassen wir uns nicht entmutigen und lähmen. Überfordern wir uns auch nicht, indem wir Unmögliches voneinander erwarten. Vergessen wir nicht, dass wir aufeinander verwiesen und angewiesen sind und eigentlich – wie es uns die Apostelgeschichte nahelegt (4,32) – „ein Herz und eine Seele“ sein sollten, auf jeden Fall geschwisterlich verbunden. Suchen wir gemeinsam nach Möglichkeiten, dies auch zu leben und unserer Verantwortung vor Gott und den Menschen gerecht zu werden. Es ist kein Zufall, dass wir hier und heute berufen und gesendet sind, Gottes frohe Botschaft zu überbringen und zerbrochene Herzen zu heilen. Möge es uns geschenkt werden, das uns auferlegte Schicksal eines „kleinen Weges“ nicht nur heroisch zu ertragen, sondern auch bewusst als gottgewollt anzunehmen und damit zu einem Zeichen der Hoffnung zu werden, nicht zuletzt auch für all die Menschen, die – „(vielleicht ohne es zu merken) – fern von Gott leben“³. Ich danke allen für ihren Dienst und hoffe, dass wir auch weiterhin zusammenhalten und nicht ohne Freude und Zuversicht unseren Weg gehen.

¹ Kardinal Carlo Martini.

² Leo Nowak, *Begegnung und Dialog, Die Chance einer arm-seligen Kirche*, Leipzig 2000, 38f.

³ Kardinal Carlo Martini.